

# Zur Einführung : wieviel Soziologie braucht die Gesellschaft?

Autor(en): **Reich, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **48 (1968-1969)**

Heft 10

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162161>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zur Lage der Sozialwissenschaften

---

ZUR EINFÜHRUNG:

### Wieviel Soziologie braucht die Gesellschaft?

Spricht es für oder gegen eine Wissenschaft, wenn sie ständig zu Schlagzeilen Anlass gibt, wie dies in letzter Zeit der Soziologie widerfahren ist? Diese Frage stellt sich nicht nur Öffentlichkeit und Behörden, die über die Höhe von Krediten für den Ausbau von wissenschaftlichen Sparten und Forschungsinstituten zu befinden haben; sie beunruhigt auch arrivierte Vertreter dieser Wissenschaft selbst.

Nicht ganz zu Unrecht, wird man sagen müssen, wenn man an die Glossierung der Studentendemonstrationen der letzten Monate als «soziologisches Zwischenpraktikum» denkt. Denn was soll die Gesellschaft mit einer Studienrichtung anfangen, welche die akademische Freiheit der Kritik so extensiv zu verstehen scheint, dass diese sich unvermerkt in eine totale politische Narrenfreiheit mit anarchistischen Untertönen verwandeln kann? Wie ist eine Sparte zu beurteilen, deren Fachstudentenschaft zum Beispiel in Deutschland von berufener Seite auf «über 5000, wahrscheinlich sogar 8000» Absolventen geschätzt wird, die also mit andern Worten offensichtlich äußerst fluktuierend und durch besonders starke «Wanderbewegungen» gekennzeichnet ist?

Die «extensiven Zwischenpraktiker» selbst dürften um eine Antwort kaum verlegen sein. Dieser Zustand der Soziologie, so werden sie wohl sich und andern gegenüber argumentieren, ist nicht eine Konsequenz der inneren Struktur, sondern der Reflex des *Forschungsobjekts* dieser Wissenschaft, nämlich der Verfassung der Gesellschaft. Sie können sich dabei ein Stück weit auf die Wissenschaftsgeschichte berufen, welche den Ursprung der modernen Soziologie auf den Beginn der industriellen Revolution mit ihren gesellschaftlichen Umwälzungen datiert.

«Da die soziale Wirklichkeit ihren Angehörigen immer erst dann ins Blickfeld zu treten scheint, wenn sie selbst in Unordnung geraten ist», so hat Helmuth Plessner vor zehn Jahren in seiner Einleitung zu einer soziologischen Sondernummer der «Schweizer Monatshefte» geschrieben, «bedeutet die Etablierung der Soziologie als Fach das öffentliche Eingeständnis, die Unordnung in kurzer Frist und sozusagen aus dem Handgelenk des Armes der Gerechtigkeit nicht überwinden zu können. Eine institutionalisierte

sierte Dauerkontrolle der gesellschaftlichen Verhältnisse in Wissenschaftsform rechtfertigt sich also nur gegenüber einer Wirklichkeit, die ihren Normen immer wieder davonläuft, weil Richtung und Geschwindigkeit ihrer Transformationen von ihnen nicht eingefangen werden können». Und ähnlich heisst es in dem Buche «Theorie und Praxis» des scharfsinnigen Jürgen Habermas: «Immer wenn die Routinen des normalen Ablaufs auf obstinate Widerstände stossen, sind sozialtechnische Empfehlungen und sozialorganisatorische Vorschläge vonnöten.»

Die Soziologie ist also ihrem Ursprung, ihrer Idee und auch ihrer praktischen Konsequenz nach eine Wissenschaft, welche die Welt offensichtlich nicht nur beschreiben, sondern durch systematische Kritik verändern will. Dabei kann diese Veränderung naturgemäss unterschiedlicher Qualität und Richtung sein. L. G. A. de Bonald, der Philosoph der Restauration, wie Auguste Comte, der Exponent des Positivismus, zählen beide zu den Vätern der modernen Soziologie, und jeder war in seiner Art überzeugt, mit der Sozialwissenschaft das Instrument entwickelt zu haben, um die durch die industrielle Revolution in ihren Fugen erschütterte Gesellschaft des aufgehenden 19. Jahrhunderts wieder stabilisieren zu können.

Unter der wissenschaftlichen Prominenz der Zwischenkriegszeit gab es Vertreter der extremen politischen Rechten wie der extremen politischen Linken. Und wenn es in der Gegenwart den Anschein macht, als ob die «Neue Linke» die geistige Landschaft der Soziologie unserer Tage eindeutig dominiere, so ist das bei genauerem Zusehen wenigstens teilweise eine optische Täuschung auf dem Hintergrund jener merkwürdigen Mär, wonach gesellschaftliche Fortschrittlichkeit immer und überall mit politischem Linkstrend identisch sei. Immerhin ist nicht zu verkennen, dass die Neomarxisten der verschiedenen Färbungen und Abstufungen heutzutage unter den Soziologen besonders stark vertreten sind.

Dieser Sachverhalt darf indessen nicht dazu verleiten, die Sozialwissenschaften gewissermassen mit den eingangs erwähnten Schlagzeilen zusammenzuknüppeln. Wenn sich die Soziologie als «institutionalisierte Dauerkontrolle der gesellschaftlichen Verhältnisse in Wissenschaftsform» versteht und sie daher, wie Martin Greiffenhagen in seinem Beitrag zu diesem Heft ausführt, zwangsläufig zur «Oppositionswissenschaft» geworden ist, dann hat es wenig Sinn, noch über ihren gesellschaftskritischen Grundzug als solchen zu rechten. Es kann nur darum gehen, sich über ihren wissenschaftlichen Standort und gesellschaftlichen Stellenwert noch besser schlüssig zu werden.

Dies letztere allerdings drängt sich heute gebieterisch auf. Denn so naiv und ungerecht es wäre, angesichts der allgemeinen Strukturkrise der europäischen Universität die Studentenunruhen als blosse «soziologische Zwischenpraktiken» zu bagatellisieren, so falsch und unrealistisch wäre es, darüber wegzusehen, dass die Sozialwissenschaften von eben dieser Krise

besonders stark erfasst sind und dass sie damit der «sozialtechnischen und sozialorganisatorischen Empfehlungen», die sie sonst viel und gern anderen zu erteilen bereit sind, nunmehr selbst in besonders ausgeprägtem Masse zu bedürfen scheinen. Denn wenn eine Wissenschaft, die von ihrer Struktur her auf Gesellschaftskritik angelegt ist, von ihren eigenen Studenten so krass ad absurdum geführt werden kann, wie dies in letzter Zeit in Deutschland und anderswo geschehen ist, dann stimmt offensichtlich etwas nicht mehr. Wenn prominente Soziologen während eines ganzen Semesters keine einzige Vorlesung ohne grobschlächtige Unterbrechungen und nachfolgenden Abbruch über die Szene bringen, wie dies keinem geringeren als Jürgen Habermas passiert ist, dann mahnt dies zum Aufsehen.

Zunächst muss dabei auffallen, dass die «sozialorganisatorische Krise» der Soziologie mit einer Phase methodologischer Entwicklung zusammenfällt, die man mit dem Stichwort «Ringens um grössere Wissenschaftlichkeit und Versachlichung» etikettieren könnte. Andreas Miller spricht in diesem Zusammenhang vom Übergang von der Makrosoziologie zur Mikrosoziologie, von der leitbildhaften gesellschaftlichen Gesamtkritik also zur punktuellen Gesellschaftstechnik als einer Hilfswissenschaft im genauen Sinn des Wortes. Die geisteswissenschaftlich-sozialphilosophische Richtung der Soziologie ist seit langem deutlich in der Minderheit.

Die empirische Sozialforschung mit ihren mathematisierten, eifrig den Computer ausnützenden Methoden und ihrem personalintensiven Teamwork behauptet das Feld immer mehr. Die «Weltbildsoziologen» scheinen von den «Neopositivisten» mit ihrem Anspruch lupenrein wertfreier Forschung abgelöst zu werden. Die gesellschaftlichen Gesamtheorien werden Schritt um Schritt durch begrenzte «Theorien mittlerer Reichweite» verdrängt. Aus der Wissenschaft von der Gesellschaft mit idealtypischem Anstrich ist eine Wissenschaft der mitmenschlichen Beziehungen und damit eine «Humanwissenschaft» im engeren Sinne geworden. Das bedeutet allerdings nicht, dass die für die Soziologie charakteristischen, besonders virulenten «Richtungsstreite» nunmehr der Vergangenheit angehören. Sie gehen im Gegenteil mit unverminderter Heftigkeit weiter. Nur die Vorzeichen und teilweise auch die Namen und Begriffe haben gewechselt. Der «Richtungsstreit» ist anscheinend ein geradezu konstitutives Element eines Faches, das gelegentlich als «Potpourriwissenschaft» apostrophiert zu werden pflegt.

Es stellt sich nun die Frage, ob die Kongruenz von neopositivistischem Durchbruch und «sozialorganisatorischer Krise» in der Soziologie ein Zufall, das heisst die alleinige Folge von soziologiefremden Ereignissen an den europäischen Universitäten sei, oder ob nicht doch ein tieferer Zusammenhang zwischen den beiden Erscheinungen bestehe. Von aussen betrachtet legen die Ereignisse der letzten Zeit die Vermutung nahe, dass der

soziologische Neopositivismus von einem soziologischen «Neoromantizismus» überrollt und teilweise auch diskreditiert zu werden droht. Damit aber wäre die Frage nach der Tragfähigkeit und Glaubwürdigkeit jenes Neopositivismus selbst gestellt. Und das wiederum wäre im Hinblick auf die gesellschaftspolitische Rolle, welche die Soziologie beansprucht und in steigendem Masse auch zugebilligt bekommt, eine Frage von grösstem öffentlichen Interesse.

Eine solche Überlegungsreihe mag auf Anhieb allzu weit hergeholt erscheinen. Wenn man aber den Objektivitätsanspruch des soziologischen Neopositivismus einmal beim Wort nimmt und ihn mit den gesellschaftlichen Realitäten konfrontiert, um darauf das Ergebnis gewissermassen sozialpsychologisch zu analysieren, dann zeigen sich plötzlich Perspektiven, die in die skizzierte Richtung deuten. Die Methoden und die Resultate empirischer Sozialforschung nehmen sich heutzutage rein optisch unerhört imposant aus. Die Forschungsberichte sind meist mit komplizierten graphischen Darstellungen durchsetzt. Der Text ist in der Regel so sehr mit Spezialausdrücken angereichert, dass selbst die ältere Generation des eigenen Faches hin und wieder geneigt ist, ob diesem wissenschaftlichen «Parteichinesisch» resigniert die Schultern zu zucken.

Der springende Punkt liegt nun aber — um mit Herbert Lüthy zu sprechen — darin, dass eine noch so hoch gezüchtete wissenschaftliche Aussageweise an sich noch keinen Beweis für die *Wissenschaftlichkeit* der Aussagen darstellt. Man wird selbst bei den imposantesten und solidesten Forschungsunternehmen der modernen Soziologie den Verdacht nie ganz los, dass die Attitüde betonter Wissenschaftlichkeit im Grunde genommen der Ausdruck methodischer Unsicherheit sei. Dabei muss sogleich beigefügt werden, dass eine solche Unsicherheit keine Schande, sondern im Gegenteil ein Zeichen intellektueller Redlichkeit wäre. Denn wer immer sich in Theorie und Praxis systematisch mit den gesellschaftlichen Realitäten auseinanderzusetzen hat, dem ist der Eindruck geläufig, dass die soziale Wirklichkeit von einer Komplexität und Vielschichtigkeit sondergleichen ist, deren Erforschung und Systematisierung auch eine bestausgerüstete Wissenschaft niemals perfekt zu leisten vermag. Das liegt nicht zuletzt daran, dass der Forschungsgegenstand eine Dimension aufweist, die von der Wissenschaft nie ganz eingeholt werden kann: jene der unaufhaltsamen Dynamik, des ständigen Wandels *in der Zeit*.

Bei dieser Sachlage ist es unvermeidlich, dass die soziologischen Forschungsergebnisse nicht das sein können, was sie ihrer Anlage nach sein möchten. Sie sind keine Reformrezepte objektiv verbindlicher Art; sie bieten nur rational durchleuchtete Teilaspekte, schwimmenden Inseln in ständig bewegter See vergleichbar. Es macht in den Augen der Öffentlichkeit eine der Hauptschwächen dieser Wissenschaft aus, dass sie immer wieder Gefahr

läuft, mehr an Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu versprechen, als sie tatsächlich zu leisten vermag. Sie droht sich damit immer wieder eigenhändig um den wohlverdienenden öffentlichen Kredit zu bringen, und sie weckt vor allem auch unter ihren eigenen Adepten Hoffnungen, die sie nicht zu erfüllen vermag. In dieser Frustration des soziologischen Nachwuchses liegt möglicherweise eine Ursache seiner augenfälligen Neigung zur Ideologisierung begrenzter Einsichten und zu dem vielfach damit gekoppelten reformerischen Schwärmertum.

Das mögen an sich verständliche Entwicklungsschwächen einer Wissenschaft sein, die es in mancher Hinsicht und aus mancherlei Gründen besonders schwer hatte, sich ihren legitimen Platz und Rang in der akademischen Welt zu erringen. Sie müssen aber insofern zu denken geben, als eine Forschungsrichtung davon betroffen ist, auf deren Hilfe die moderne Industriegesellschaft mit ihren schwelenden Wachstumskrisen und Anpassungsproblemen in ausgeprägtem Masse angewiesen wäre.

Unter diesem Gesichtswinkel ist es höchst bedauerlich, dass die Soziologie im Zusammenhang mit den Unruhen der letzten Zeit so sehr ins Kreuzfeuer der öffentlichen Kritik geraten ist. Es wird gerade in der Schweiz, die während langer Zeit eine Art «soziologisches Entwicklungsland» darstellte, nicht leicht sein, das erneut angefachte Misstrauen gegen die modernen «Sozialingenieure» und ihre aufwendigen Methoden wieder auf ein gesundes Mass zu reduzieren. Manches wird nun davon abhängen, wie sich die Fachvertreter selbst in der praktischen und theoretischen «Liquidation» jener Unruhen bewähren.

Die Exponenten der schweizerischen Sozialwissenschaften haben erkannt, dass sich ihnen hier eine Chance der praktischen Bewährung eröffnet. Sie hielten sich denn auch sofort zur Verfügung, absolvierten serienweise «Runde Tische», schrieben erste Analysen und liessen sich in Untersuchungskommissionen wählen. Sie sind gewissermassen in Mode gekommen. Doch sollten sie sich dadurch nicht blenden lassen. Die plötzliche Summierung von öffentlichen «Aufgeboten» für die Soziologie ist keineswegs gleichzusetzen mit einer definitiven Etablierung als öffentlicher «Hilfswissenschaft vom Dienst». Dem steht nämlich vorläufig die Tatsache entgegen, dass ihr Charakter als «Oppositionswissenschaft» durch die Studentenunruhen im öffentlichen Bewusstsein erneut mit allem Nachdruck unterstrichen worden ist. Die Soziologen sind mit andern Worten nach dem Empfinden weiter Kreise «Partei» in einer Sache, der sie nunmehr wissenschaftlich auf den Grund gehen sollen und wollen.

Die soziologischen Analysen der jüngsten Ereignisse werden also ohne jeden Zweifel auf ein kritisches Publikum stossen, das genau darauf achten wird, wo die Forschung allenfalls in verkappte Politik umschlagen könnte. Die in der Angelegenheit engagierten Sozialforscher werden neben dieser

Bestätigung der Wissenschaftlichkeit ihres Faches aber auch die praktische Ergiebigkeit ihrer Untersuchungen unter Beweis zu stellen haben. In öffentlichen Dingen fühlt sich jeder Schweizer als Sachverständiger, und nichts ist ihm dabei mehr zuwider, als Selbstverständliches um teures Geld in schwer verständlichem Wissenschaftsjargon erneut vorgekaut zu bekommen.

Damit besteht die Möglichkeit, dass die erwähnte Chance zum Fallstrick werden könnte. Es wäre jedenfalls der künftigen Entwicklung der Soziologie in unserem Lande kaum zuträglich, wenn nun alles auf die Karte der demonstrativen Nutzenanwendung dieser Wissenschaft gesetzt würde. Die Antwort auf die Frage, wieviel Soziologie unsere Gesellschaft brauche, sollte unter diesen Umständen vorläufig nicht allzu stark forciert werden. Eine vor-schnelle abschliessende Beantwortung liegt weder im Interesse der Soziologie noch in jenem der Öffentlichkeit. Sie wird sich um so leichter und um so richtiger ergeben, je selbstverständlicher die Sozialforschung ihren Beitrag zur Gegenwartsanalyse leistet und je klarer sie sich dabei ihrer Grenzen bewusst bleibt.

*Richard Reich*

## Zum Begriff der Sozialwissenschaften

MARTIN GREIFFENHAGEN

Sozialwissenschaften sind heute modern. Diese Modernität und Aktualität erfährt – wie man weiss – durchaus unterschiedliche Beurteilung. In beidem, in der Verurteilung der Sozialwissenschaften als «Modewissenschaften» wie in dem Versuch ihrer Etablierung als «Grundwissenschaften», spiegelt sich die Ungeklärtheit der Situation, in der die Sozialwissenschaften sich selber befinden und die ihr Selbstverständnis bis heute bestimmt. Wir wollen versuchen, diese Situation zumindest begrifflich zu machen und setzen ein mit einer These, die den Sozialwissenschaften innerhalb der Geschichte der Menschheit einen bestimmten epochalen Abschnitt zuweist, für den sie in besonderer Weise kennzeichnend sein sollen: eben die Moderne.

### *Eine These*

In diesem Sinne schreibt Ralf Dahrendorf: «Was die Theologie für die mittelalterliche Feudalgesellschaft und die Philosophie für die Zeit des Überganges zur Moderne bedeutet, das bedeutet die Soziologie für die industrielle